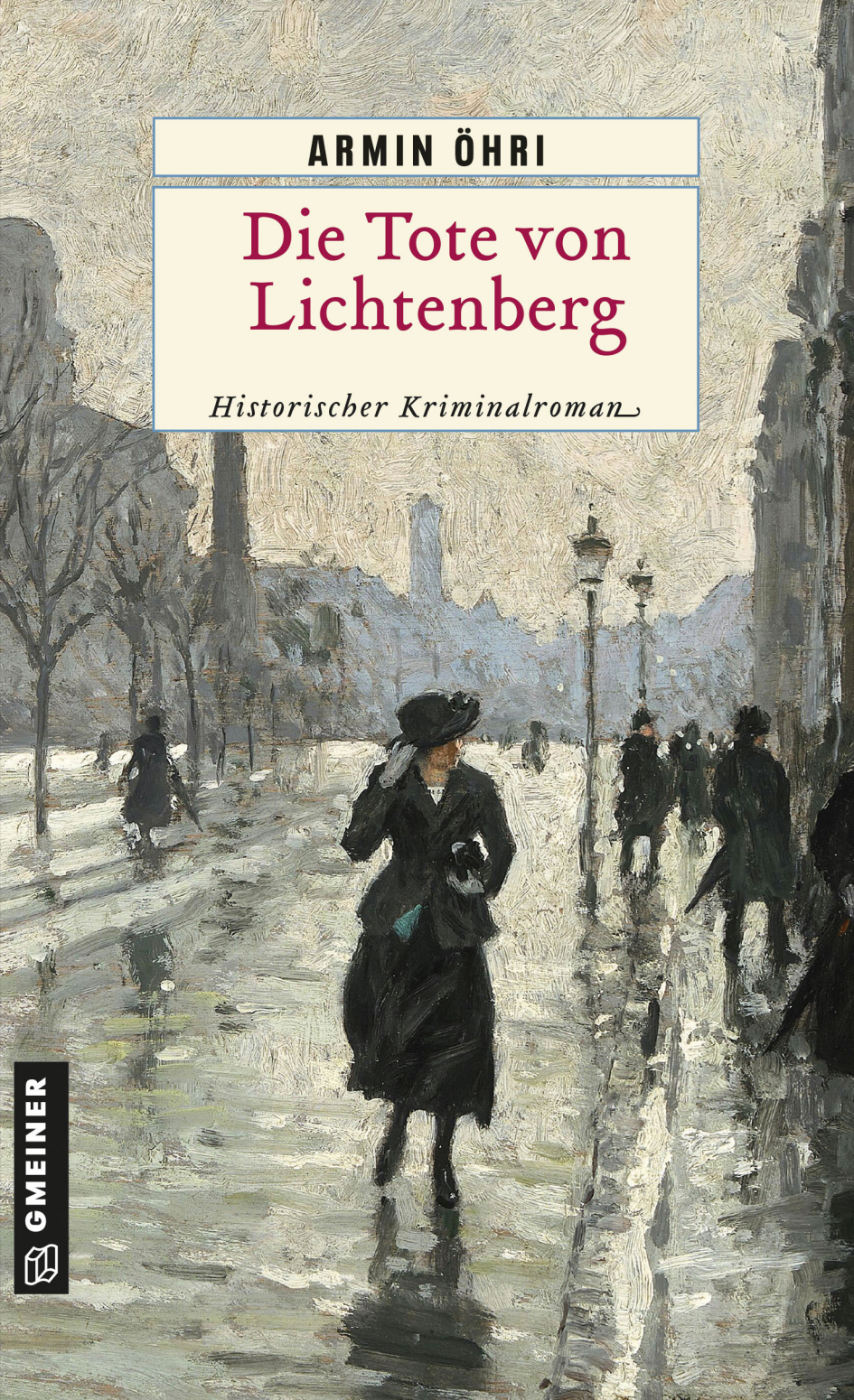




ARMIN ÖHRI

Die Tote von Lichtenberg

Historischer Kriminalroman

GMEINER



ARMIN ÖHRI

Die Tote von Lichtenberg

DER FLUCH DES ONYX Der Markgraf von Quednau möchte in seinem Herrenhaus ein Museum einrichten, weshalb er Tatortzeichner Julius Bentheim und dessen Freund Albrecht Krosick bittet, die dortigen Sicherheitsvorkehrungen zu überprüfen. Ein Freundschaftsdienst, der sich unerwartet zu einem Kriminalfall entwickelt, als zwei der Exponate aus einem hermetisch abgeriegelten Raum gestohlen werden: das sagenumwobene ›Buch der Toten‹ sowie ein wertvoller Onyx, auf dem ein Fluch liegen soll. Wie konnte der Täter mit seiner Beute entkommen? Voller Tatendrang nehmen Bentheim und Krosick die Ermittlungen auf. Ihre Spur führt sie in neblige Irrgärten, auf düstere Friedhöfe, in okkulte Zirkel und bis tief in die Schattenseiten von Bismarcks Berlin. Zwischen forensischer Wissenschaft und halbseidenem Okkultismus müssen sie ein scheinbar unmögliches Verbrechen aufklären – und stoßen dabei auf Geheimnisse, die erschütternder sind als jeder Fluch ...



Der Schriftsteller Armin Öhri, geboren 1978, lebt in Grabs im St. Galler Rheintal. Bekannt sind seine historischen Kriminalromane um den jungen Tatortzeichner Julius Bentheim. Der Autor erhielt den »European Union Prize for Literature«, seine Werke wurden in mehrere Sprachen übersetzt, zuletzt ins Spanische, Griechische und Italienische.

ARMIN ÖHRI

Die Tote von Lichtenberg

Roman aus dem alten Berlin

GMEINER



Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Bei Fragen zur Produktsicherheit gemäß der Verordnung über die allgemeine Produktsicherheit (GPSR) wenden Sie sich bitte an den Verlag.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2026 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: © Susanne Lutz unter Verwendung eines Bildes von Paul Fischer: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Paul_Fischer_-_Parti_fra_Vesterbrogade_ved_Axelborg_og_Frihedsst%C3%B8tten_en_regnvejrsdag.png?uselang=de

ISBN 978-3-7349-3727-9

Für Silvia

»Constringo te pessime et maledicte serpens.«
(Ich beschwöre dich, du böse und verfluchte Schlange.)

Aus dem *Liber Iuratus Honorii* – *Das Grimoire der Schwarzen Magie des Papstes Honorius*; 12. oder 13. Jahrhundert, erste gedruckte Ausgabe 1629.

Prolog

Ein Fluch lag auf dem Onyx. Über seine Oberfläche zog sich ein seidener Glanz, und das in ihn eingeschlossene Kupfer ließ ihn hellblau leuchten, azurfarben wie der klare Himmel über Patagonien. Weder gab es braune Einschlüsse durch Eisen noch weißlich-transparente Bereiche; der Stein war groß wie ein Taubenei und besaß auch dessen Form. Seine Einfassung war aus Silber, dessen fein ziselierte Fäden aus den tiefsten Minenschächten der Vereinigten Provinzen des Río de la Plata stammten.

Der Häuptling der Yámana trug den Schmuck nun schon in fünfter Generation. Seine Priester, die weisesten Männer des Stammes, waren es gewesen, die den Onyx auf Gedeih und Verderb dem Hochgott Vatauineva gewidmet hatten, dem Ältesten der Alten, dem Ewigen und Unveränderlichen, der alles Leben geschenkt hatte und der auch imstande war, es wieder zu nehmen. Mit ihren Gebeten, Segenssprüchen und Beschwörungen hatten sie den Fluch in den Edelstein gebannt. Wer auch immer sich des Schmuckstücks bemächtigen sollte, er würde den Zorn des allmächtigen Gottes zu spüren bekommen.

Als Ersten in dieser Reihe unsäglicher Opfer traf der Fluch den preußischen Bootsmann Heinrich Bemeleit, seines Zeichens Vorarbeiter der Deckmannschaft auf

der SMS THETIS, die Mitte des Jahres 1860 vor Patagonien vor Anker ging. Obgleich der Juli der kälteste Monat des Jahres war, schien an diesem Tag eine grelle Wintersonne, und Kommandant Henrik Ludvig Sundevall gab ohne Bedenken seiner Mannschaft ein paar Stunden frei, damit sich die Mannen in dieser gottverlassenen Gegend ein paar Kondore oder Schwarzhalschwäne schießen konnten.

Mit leicht schwankendem, breitbeinigem Gang, eine leichte Bockflinte mit Kipplaufverschluss geschultert, stapfte Heinrich Bemeleit durch die unberührte Natur. Knarrende, grummelnde Eisschollen schwammen in einem See, der die Bucht durch einen natürlichen Kanal mit frischem Wasser speiste. Im Hintergrund erhoben sich schroffe Gebirgszüge, auf deren Spitzen das Gletschereis funkelte. Auf einer Hügelkuppe wandte Bemeleit den Kopf. Der Rundblick, der sich ihm bot, wäre es wert gewesen, von einem Maler in Öl verewigt zu werden. Vor drei Jahrzehnten hatte es die HMS BEAGLE und mit ihr einen eigensinnigen Naturforscher namens Charles Darwin in diese unwirkliche Gegend verschlagen. Heute nun erhob sich die Takelage dreier Schiffe in den wolkenlosen Himmel: der Kriegsschoner FRAUENLOB, die THETIS und die ARCONA, eine dreimastige Korvette, die als Flaggschiff des Geschwaders diente. Sie waren in Rio de Janeiro aufgebrochen, um die Südspitze des Kontinents zu umfahren und dann Kurs Richtung Ostasien zu nehmen. Drei Jahre würde die Reise dauern, und das ferne Japan, Singapur und Siam sollten Stationen der Reise sein.

Bemeleit wandte sich von dem Panorama ab und schritt munter aus, zügig einen Fuß vor den anderen setzend, schnurstracks ins Landesinnere vordringend. Eine Stunde war er bereits marschiert, als er sich an einen Findling lehnte und in seinen Taschen nach einem Stück Dörrfleisch und nach Tabak kramte. Da vernahm er ein Rascheln, das aus einem nahen Wäldchen zu kommen schien. Ein Tier? Etwa ein Guanako, eines dieser skurrilen Viecher mit den übertrieben langen Hälsen, die es hier, am Ende der Welt, geben sollte? Sachte griff der Bootsmann nach der Flinte, die an dem Felsstück lehnte, und spannte den Hahn.

Doch es war beileibe kein Tier, das da aus dem Unterholz unbedarft ins Freie stolperte, sondern drei Eingeborene, die aus einem Erwachsenen und zwei männlichen Kindern bestanden – womöglich ein Vater mit seinen Söhnen; die Kinder waren in Überwürfe aus Robbenhaut gekleidet, während der Mann einen Fellmantel mit einer buschigen Halskrause trug. Alle drei hatten ihre pechschwarzen Haare zu einer Art Topf frisiert, doch bei dem Erwachsenen – zweifellos ein Häuptling – wurde der Kopf zudem von einem filigranen hellblauen Federmosaik gekrönt. Irritiert blieben die drei stehen, und dem Mann entfuhr ein Ausdruck des Erstaunens. Der zweitoberste Knopf seines Mantels bestand aus einem Haifischzahn. Wenige Zentimeter über dem Knopfloch baumelte etwas an einer Schnur, das dem preußischen Bootsmann funkelnd ins Auge fiel.

»Was ist das?«, knurrte er mehr, als dass er sprach, und hob die Flinte, um mit dem Lauf an den Anhänger zu

stoßen. Der blaue Edelstein schwang nach links, sodann nach rechts und pendelte sich wieder ein. In einer seltsam exotischen Sprache antwortete der Fremde, während er die Arme ausbreitete, worauf die Buben hinter ihm Schutz suchten. Der ältere der beiden war etwa zehn Jahre alt, der kleinere, der hinter dem Rücken seines Vaters hervorlugte, ungefähr sechs.

Heinrich Bemeleits Augen funkelten gierig, als er die Hand nach dem Onyx ausstreckte. Kaum hatten seine Finger den Schmuck umschlungen, schnellte die Hand des Häuptlings nach vorn und umfasste sein Handgelenk. Unter mancherlei Worten sprach er auf den Bootsmann ein. Ach, es war zu ärgerlich: Diese Wilden redeten wie ein Wasserfall, und doch verstand man nichts von ihrem Kauderwelsch!

»Lass sein!«, rief Bemeleit und zog an der silbernen Kette. »Loslassen, habe ich gesagt.«

Noch immer plapperte dieser Kerl. Seine Augen traten hervor, nun hatte er auch mit der zweiten Hand nach dem Schmuckstück gegriffen – und mittendrin in diesem Handgemenge war noch immer der Lauf der Bockflinte.

Dass sich der Schuss löste, spürte der Preuße lediglich an der Vibration des Metalls. Hören tat er ihn zumindest nicht. Vielleicht hatte der Furor, der ihn gepackt hatte, den Bootsmann taub gemacht für die profanen Umgebungsgeräusche, vielleicht war es aber auch ein Aufwallen seines Blutes, das durch seinen Körper pumpte und alles um ihn herum zur Nebensächlichkeit werden ließ. Der Häuptling krümmte sich, während gleichzeitig seine Finger ihre Verkrampfung lösten und er nach hin-

ten kippte, auf seine Kinder zu, die von der Last seines Körpers mitgerissen wurden und zu Boden purzelten.

Die lederne Schnur, an welcher der silbern eingefasste Onyx befestigt gewesen war, riss entzwei. Ohne auf die Kinder zu achten, die in greller Panik davonestoben, hielt Bemeleit den funkelnden Stein ans Sonnenlicht.

Niemandem hatte er von dem Zwischenfall erzählt, und vier Tage und vier Nächte lang, als das Ostasien-Geschwader längst Richtung Feuerlandarchipel unterwegs war, hielt Bemeleit das Schmuckstück in seinem Matrosenwams versteckt. Wie ihm aufgetragen, überprüfte er Segel und Tauwerk, doch immer wieder zuckte seine Hand unbewusst an seine Kleidung, um zärtlich über den darunter befestigten Edelstein zu fahren.

Sosehr sich Heinrich Bemeleit auch um beiläufige Ungezwungenheit bemühte, so blieb dem Oberbootsmann Hajo Kolbach, einem wieselgesichtigen Mittvierziger aus Neustadt-Brandenburg, doch nicht verborgen, dass es hier ein Rätsel zu lösen galt.

In der fünften Nacht – mitten in der Hundewache, um vier Glasen – hatte Kolbach endlich Licht ins Dunkel gebracht. Die Gier, die Bemeleit zum Mörder hatte werden lassen, ließ nun den Oberbootsmann nach seinem Marlspieker greifen. Die See war rau, die Wellen gingen hoch, das Deck war verlassen. Der eiserne Dorn, den die Matrosen ansonsten zum Spleißen verwendeten, fuhr Bemeleit durchs Auge und tötete ihn auf der Stelle. In der sprühenden Gischt stehend, durchsuchte Kolbach Ölzeug und Mantel seines Opfers und riss an

sich, was er dort fand. Danach hievte er den leblosen Körper über Bord.

Der Onyx schimmerte im Mondlicht.

Über Hajo Kolbachs Gesicht fuhr ein saturiertes Grinsen, und der Schiffsjunge, der nicht hatte schlafen können und für eine kurze Zigarre an Deck gekommen war, wo er alles beobachtet hatte, ging erschrocken hinter dem Niedergang zur Kombüse in Deckung.

Im Gegensatz zu seinen zwei Bootsmännern war Kommandant Henrik Ludvig Sundevall zu sehr den preußischen Tugenden verpflichtet, als dass es ihn gereizt hätte, den blauen Onyx stillschweigend in seiner eigenen Tasche verschwinden zu lassen. Marinesoldat durch und durch, hatte er in Karlskrona die Kadettenschule besucht und das Offizierspatent erworben. Er war erst Unteroffizier gewesen, und nun diente er, ein Schwede aus Ystad, bereits seit zehn Jahren in preußischen Diensten. Dass es unter seinem Kommando und auf einem seiner Schiffe zu einer Bluttat gekommen war, kränkte ihn in seiner Ehre. Dies war ein Angriff auf ihn persönlich – auf ihn und auf das treue Preußen, bei dem er in Lohn und Brot stand und auf das er allein schon aus Prinzip nichts kommen ließ.

Noch in der Mordnacht hatte der Schiffsjunge den Ersten Offizier informiert, der ohne viel Federlesens mithilfe dreier Matrosen den Oberbootsmann Hajo Kolbach arretierte.

»Er hat ihm den Marlspieker in den Kopf gerammt«, erklärte der Junge vorwurfsvoll, noch immer am gan-

zen Körper zitternd. »Sein Hemdsärmel ist ganz rot vom Blut.«

Diese Tatsache war nicht zu leugnen.

»Können Sie den Anschuldigungen etwas entgegen, Matrose Kolbach?« Der Kommandant trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. »Können Sie beispielsweise Ihren Marlspieker vorweisen? Befindet er sich noch in Ihrem Besitz?«

Der Verhaftete sagte kein Wort. Er konnte ohnehin nichts zu seiner Entlastung vorbringen. So schwieg er also und betrachtete gierig den Onyx, der vor Henrik Ludvig Sundevall auf dem Tisch lag. Synchron zum Schlingern des Schiffs rollte das Schmuckstück bald nach links, bald nach rechts, bis der Kommandant danach griff und es davor bewahrte, vom Tisch zu kullern.

»Ein schöner Stein«, philosophierte Sundevall. »Derart schön, dass er Neid und Unglück über eine Flotte zu bringen vermag. Ich werde ihn im Tresor der Kapitänskajüte verwahren. Sie, meine Herren, sind Zeugen meiner Redlichkeit. Ich verspreche hiermit, diesen Anhänger der Preußischen Marine zu übergeben, auf dass mit ihm nach deren Willen verfahren werde.«

Und so geschah es, dass Jahre später, als fast alle Schiffe des Geschwaders der Ostasienexpedition wieder in heimischen Gewässern unterwegs waren – die Frauenlob war in einem Taifun vor der japanischen Küste gesunken –, die Königlich Preußische Marine diverse Memorabilien bei einer öffentlichen Auktion unters Volk bringen sollte. Versteigert wurden Stiefel und Süd-

wester, Wimpel und Flaggenschmuck, ein altes Steuer-
rad und sogar ein seetüchtiges Beiboot.

Doch die Attraktion des Tages, ein patagonisches
Schmuckstück von seltener Schönheit, holte sich – nach
einem Bieterkrieg, der bis auf achttausend Reichstaler
angestiegen war – der Markgraf Adalbert von Quednau
ins Haus. Nach Bootsmann Bemeleit und Oberboots-
mann Kolbach sollte er somit der Dritte werden, der in
den Dunstkreis des Fluches geriet ...

Erstes Kapitel

Das Herrenhaus

Das Herrenhaus des Markgrafen Adalbert von Quednau war östlich der Ahrensfelder Berge und des Kienbergs gelegen, am Rand des Ortes Dahlwitz, einer kleinen Gemeinde, die ungefähr tausend Seelen zählen mochte. Vor etwas mehr als einem Jahrzehnt war hier das gleichnamige Rittergut errichtet worden, ein schlossartiges Gebäude, das in seiner Pracht alle Vorstadtvillen und Gutshäuser überragte. Doch bis zu dessen Fertigstellung war der Familienbesitz derer von Quednau der unbestreitbare architektonische sowie gesellschaftliche Mittelpunkt des Dorfes.

Es war bewölkt an diesem 3. Dezember des Jahres 1869, einem Freitag, als eine Mietdroschke vor dem mit Messing verzierten Gittertor hielt, das die Zufahrt zu just diesem Gebäude allen ungewollten Gästen versperrte respektive allen geladenen Besuchern erlaubte. Der Pförtner ließ sich vom Kutscher die Namen der Fahrgäste nennen, worauf er auf einer Liste in aller Gemütsruhe zwei Häkchen setzte und dann die beiden Schwingtore öffnete. Deren Quietschen verriet, dass sie vor langer Zeit schon hätten geölt werden müssen, und einer der Insassen reckte den Kopf aus dem Kutschenfenster, als die Droschke nun den leicht ansteigenden Weg hinaufholperte.

Im quittengelben Mondlicht hob sich das Schlösschen von einer Handvoll Bäume ab, wahrscheinlich Eichen oder Buchen, urdeutsch und jahrzehntelang gewachsen, wie Julius Bentheim vermutete. Er, der junge Tatortzeichner aus dem Stadtpalais Grumbkow, dem Berliner Polizeipräsidium, war es nämlich, der jetzt gerade aus dem rechten Kutschenfenster spähte. Sein Kompanion, der Tatortfotograf Albrecht Krosick, tat es ihm auf der linken Seite gleich.

Die Fassade des Herrenhauses konnte seine Verwandtschaft zur Renaissance nicht leugnen, zumal sie von einem Giebel überragt wurde und Pilaster, kleine Bögen und Gesimse ihr eine Gliederung gaben, die mathematisch durchkomponiert war. Beeindruckt von den italienischen Baumeistern aus Ravenna und Florenz, hatte sich der Architekt hier ausgetobt. Ein halbes Dutzend Fackeln, halbkreisförmig angeordnet, erhellten den Eingangsbereich, der von zwei Obelisksen eingerahmt wurde.

»Endstation!«, rief der Kutscher. »Herrenhaus Quednau. Alle aussteigen.«

Julius Bentheim öffnete den Verschlag und entstieg der Kutsche, Krosick folgte ihm. Während Letzterer einen dicken Wollmantel über seinem dunkelgrauen Cutaway trug, war Ersterer in einen Raglan-Mantel gekleidet, dessen besonderer Schnitt an den Ärmeln das Aus- und Anziehen erheblich erleichterte – ein Umstand, der wie für Julius geschaffen schien, denn seit der Schlacht von Königgrätz fehlten dem Tatortzeichner der Ringfinger sowie der kleine Finger der linken Hand.

»Warten Sie bei den Stallungen auf uns, ja?«, meinte Albrecht zum Kutscher. »Wärmen Sie sich auf, genehmigen Sie sich ein Bier. Einer der Diener wird Sie rufen, sobald es an die Heimfahrt geht.«

»Sehr wohl, die Herrschaften.«

Er ließ die Peitsche knallen, und das Gefährt ruckelte davon.

Bentheim sah sich um.

Links, in der Richtung, in welcher die Kutsche gerade verschwand, war ans Haupthaus ein Seitenflügel angebaut, in dem Platz für die Unterstände und die Pferde war. Rechts jedoch befand sich anstelle eines weiteren Flügels ein Garten, der sich allmählich in der Dunkelheit verlor. Der Tatortzeichner kniff die Augen zusammen. Mehrere Fuß von der Gebäudemauer abgesetzt, erhob sich eine mannshohe Wand aus Taxushecken, ein dunkelgrüner Irrgarten, dessen Eingang von den Gärtnern in die Form des Rachens eines Urzeitmonsters geschnitten worden war: ein klaffendes, düsteres Loch, das jeden zu verschlucken drohte, der seinen Fuß hineinzusetzen wagte.

»Wollen wir? Es ist gleich fünf. Noch sind wir pünktlich.«

Albrecht Krosick riss Julius aus den Gedanken.

»Ja, klinge schon mal.«

Der Fotograf hob die Hand, um an einer Klingelschnur zu ziehen, doch er fand lediglich einen dieser modernen Knöpfe vor, die in Form von elektrischem Strom ein Signal an einen Transformator oder eine Batterie weitergaben. Ein metallisch-dumpfes Scheppern,

das nur noch entfernt an eine Melodie erinnerte, erklang im Hausinnern. Die beiden Neuankömmlinge warteten geraume Zeit, ihr Atem wandelte sich an der Kälte zu Nebelschwaden. Bald vernahmen sie sich nähernde Schritte, und die Tür schwang nach innen.

»Die Herren Bentheim und Krosick, wie ich vermute?«

Zu Julius' Überraschung stand kein Diener vor ihnen, denn der elegant gekleidete Sprecher, ein Fünzigjähriger, dessen feistes Doppelkinn so gar nicht zu der ansonsten hageren Gestalt passte, schien der Hausherr persönlich zu sein.

»Richtig«, erwiderte der junge Tatortzeichner, nachdem er sich gefasst hatte, »ich bin Julius Bentheim. Und dies ist mein Freund Albrecht Krosick. Ich vermute, wir haben mit Theodor Görne einen gemeinsamen Bekannten.«

Ein Lächeln umspielte die Mundwinkel des Markgrafen, als er den Namen des preußischen Staatsanwalts vernahm, der ebenso hager war wie er selbst. Im Gegenzug zu Görne, der seine peinlich langen Seitenhaare stets von links über die Glatze gekämmt trug, konnte Adalbert von Quednau einen veritablen braunen Wuschelkopf sein Eigen nennen. Noch am Morgen hatten sich die zwei Polizeiasspiranten auf das anstehende Wochenende gefreut, als ihnen Theodor Görne auf einem der verwinkelten Flure des Stadtpalais Grumbkow über den Weg lief. Schnell hatte er sie in ein Gespräch verwickelt, in dessen Verlauf immer klarer wurde, dass ihr Zusammentreffen keineswegs so zufällig war, wie es anfangs ausgesehen hatte.

»Waren Sie schon einmal draußen in Dahlwitz?«, wollte der Staatsanwalt wissen.

»Bei der Galopprennbahn in Hoppegarten?«, fragte Krosick. »Ich zumindest nicht. Du, Julius?«

»Nein, Rennen sind nicht so mein Ding.«

»Es geht nicht um Pferde«, erwiderte Görne. »Ein Bekannter von mir, der dort wohnt, plant eine Ausstellung. Er will die familieneigene Raritätensammlung nächste Woche erstmals der Öffentlichkeit zugänglich machen. Bereits heute Abend jedoch soll es einen Empfang im kleinen Kreis geben. Nichts Besonderes. Eine Ansprache, ein kurzer Vortrag über die Ausstellungsstücke, ein Rundgang durch die Räumlichkeiten. Bei der Gelegenheit könnten Sie beide ein Auge auf die Sicherheitsvorkehrungen werfen.«

»In offizieller Mission?«, erkundigte sich Krosick.

Theodor Görne rieb sich das Kinn. »Vorerst noch nicht. Sehen Sie es eher als Freundschaftsdienst«, meinte er. »Ich weiß, dass Sie ein Faible für Scurriles und Morbides haben, Bentheim, und genau das wird Sie da draußen erwarten. Der Herr Markgraf wird sich gewiss erkenntlich zeigen und was springen lassen. Das Semester pausiert gerade, nicht wahr? Da kommt so ein kleiner Nebenverdienst ganz gelegen. Stellen Sie dem Markgrafen eine Rechnung. Er ist im Bilde.«

So hatte der Staatsanwalt gesprochen, und so hatte es den Tatortzeichner und seinen Freund nach Dahlwitz verschlagen.

»Ja, in der Tat, der liebe Theodor, ein werter Freund«, nahm der Gastgeber den Faden auf. »Treten Sie ein,

kommen Sie, meine Herren. Lieb, dass Sie es sich einrichten konnten.«

Adalbert von Quednau tat einen Schritt zur Seite und gab den Weg in eine düstere, lediglich von flackernden Öllampen erhellte Eingangshalle frei.

Zweites Kapitel

Der Ausstellungssaal

Sie legten ihre Mäntel ab, und der Markgraf nahm sie entgegen, um sie an zwei ins Gemäuer eingelassene Haken zu hängen. Das Haus sei alt, uralte, erklärte der Adlige, das Holz knarze mitunter, und in stürmischen Raureifnächten sause der Wind durchs Gebälk. Im Seitenflügel merke man dies noch, hier aber, im Haupttrakt, sei unlängst alles renoviert worden. Während er im Plauderton berichtete, führte er seine Gäste an Ritterrüstungen im Plattenharnisch und an einem ausgestopften Bären vorbei, dessen eine Pranke wie zum Hieb erhoben war, während die andere ein Silbertablett hielt, auf dem etwaige Besucher ihre Visitenkarten hinterlegen konnten.

»Ich bin um die Sicherheit besorgt«, erklärte Quednau. »Es ist das erste Mal, dass wir das Haus einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen werden. So viele unwägbare Dinge fallen über einen herein, dass man nicht mehr weiß, wo einem der Kopf steht. Mir graut vor nächster Woche, wenn die ersten Besucher kommen.«

Sie erreichten eine breite Treppe, die nach oben in den ersten Stock führte, und der Markgraf, der ihnen voranging, fragte beiläufig: »Kennen Sie sich mit Diebstahlsicherungen aus?«

»Nicht in erster Linie«, gab Bentheim zu. »Mordfälle sind eher unser Metier. Bis vor Kurzem haben wir unter Gideon Horlitz gedient. Gewiss haben Sie schon von ihm gehört.«

»Ah, der Kriminalkommissar, den es in den Ruhestand verschlagen hat? Eine bekannte Persönlichkeit und wohl auch ein guter Lehrmeister, nehme ich an.«

»Der beste«, bestätigte Krosick, als sie die oberste Stufe erreichten.

Rechts und links führte das mit einem Geländer versehene Podest zu weiteren Räumlichkeiten. Eine Kette, an der ein Schild mit der Aufschrift ›Privat‹ hing, verwehrte den Zutritt zum linken Flur; geradeaus jedoch gelangte man durch eine offenstehende zweiflügelige Tür in einen quadratischen Saal, dessen Flanken locker einhundertfünfzig Fuß maßen. An der rechten Seitenmauer war eine Frau, angetan mit Schürze und Haube, damit beschäftigt, ein ausladendes Büfett aufzubauen. Auf einem langen Tisch standen bereits diverse Gläser sowie eine größere Anzahl zur Selbstbedienung angeordneter Backwaren.

Während die vordere Hälfte des weitläufigen Raums mit Vitrinen und diversen Ausstellungskästen angefüllt war, hatte man im hinteren Teil – vor einer erhöht stehenden Vorlesungskanzel – mehrere Stuhlreihen aufgebaut. In den beiden hinteren Ecken des Saals gab es enge Durchlässe, die jeweils zu einem zusätzlichen Raum führten. Während der eine von ihnen im Dunkeln lag, war der andere erhellt. Julius machte zwei Gestalten aus, die sich dort aufhielten, und vermutete, dass die-